

zugeführt werden können und dann ein Gesamtüberblick (einschließlich des Hinweises auf Parallelüberlieferungen, prosopographisch nutzbare Besitz-einträge etc.) geschaffen wird. Erst durch die Einbeziehung möglichst vieler derartiger Bestände erwächst ein Fundus an Informationen, welche – über die buchkundlichen und bibliotheksgeschichtlichen Daten, die das Profil einer „typischen“ mittelalterlichen Pfarrbibliothek liefern, hinaus – Aussagen über die Leseinteressen und damit über den Bildungsstand der Geistlichkeit einer Region oder eines Zeitabschnitts zu treffen erlauben.

Hanns Peter Neuheuser

Frömmigkeit & Wissen: Rheinisch-westfälische Kapuzinerbibliotheken vor der Säkularisation. Katalog zur Wanderausstellung aus Anlass des Gedenkjahres 1803/2003, erarbeitet von der Arbeitsstelle Historische Bestände in Westfalen, Universitäts- und Landesbibliothek Münster... hrsg. von Reinhard Feldmann, Reimund Haas, Eckehard Krahl. Münster, Universitäts- u. Landesbibliothek und die Bibliothek der Kapuziner, 2003. 151 S. Pappbd. Klein-Folio.

ISBN 3-931174-08-5

(Eine Besprechung unter kunsthistorischem Aspekt)

Das bibliophil aufgemachte, an Platz nicht sparende Buch zeigt anhand der säkularisierten Buchbestände, wie der Bildungsstand und die Gelehrsamkeit im Kapuzinerorden der Rheinisch-westfälischen Provinz beschaffen war. Dieser Orden war als welt- und bildungsverachtende Einsiedlergemeinschaft aufgetreten, stellte sich aber sehr bald den Erfordernissen eines missiona-

rischen Wirkens und richtete Studien und zunächst sehr kleine Bibliotheken ein. Die Konkurrenz mit den benachbarten Seelsorgsorden führte zu einer Angleichung und zu entsprechenden Bibliotheken. Welchen Umfang die literarische Produktion der Ordensmitglieder schließlich hatte, zeigt die hervorragende Bibliographie des Bernardus a Bononia (*Bibliotheca scriptorum Ordinis Minorum Sancti Francisci Capuccinorum*, Venetiis 1747), für Bayern Maximilian Pöckl, *Die Kapuziner in Bayern*, Sulzbach 1826.

In einleitenden Kapiteln stellt zunächst Leonhard Lehmann OMCap. Geist und Geschichte der franziskanischen Orden und den Weg zur Entstehung von Kapuzinerbibliotheken dar, dann Reimund Haas die Geschichte des Ordens und seiner Bibliotheken im Rheinland und Westfalen. Letztere waren vielfach im Obergeschoss des hinter dem Hochaltar liegenden Betchors (ähnlich auch bei den Unbeschuhten Karmelitern) untergebracht. Das letzte Kloster wurde 1834 aufgehoben und erst 1851 wurde die Provinz neu gegründet. Die meisten der noch erhaltenen Buchbestände befinden sich nicht mehr in Ordensbibliotheken. Wenn auch in Werne die alte Klosterbibliothek noch erhalten ist (Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd.4, 1993, S. 340), wird die Ausstellung anscheinend ausschließlich von der Universitäts- und Landesbibliothek Münster beschickt. Weitere Beiträge behandeln das „Wappen“ des Franziskanerordens und das *Manuale Chori* der Kapuziner von 1928.

Der Katalogteil ist systematisch angelegt und schildert den literarischen und wissenschaftlichen Charakter der Gruppen und der einzelnen (es sind 43)

Bücher. Am Ende werden noch Beispiele der Restaurierung vorgestellt. Von bleibendem Wert sind die einleitenden Kapitel des Bandes.

Den Beschreibungen der einzelnen Bücher sind Abbildungen der Titelblätter beigegeben. Die Erläuterungen der Bildinhalte sind jedoch vielfach mangel-, ja fehlerhaft. So zeigt Nr. 2 nicht „eine Darstellung aus der Apokalypse“ sondern das Kreuzopfer Jesu und dessen Segen, auf das Moses und der Täufer hinweisen. Bei Nr. 3 zeigt das Titelblatt nicht „die Himmelfahrt Christi nach Lukas“, sondern eine himmlische Triumphfahrt Christi auf einem von den Evangelistensymbolen gezogenen Wagen. Die allegorischen Gestalten von Glaube und Liebe bleiben unerwähnt. Auf dem Titel von Nr. 5 ist nicht die Himmelfahrt Mariä, sondern das Pfingstfest zu erkennen. Bei Nr. 6 sind nicht nur Symbole des Alten und Neuen Testaments zu sehen, vielmehr sind sie getragen von großen Gestalten des alt- und neutestamentlichen Hohepriestertums. In Nr. 8 bleibt Josua unerkant. In Nr. 14 ist keineswegs „die gekrönte Muttergottes“ dargestellt, sondern eine allegorische Figur, die offenbar die ausgleichende Gerechtigkeit zwischen weltlicher und geistlicher Macht darstellt. Der Stich ist übrigens eine Umarbeitung des von Sebastian Fürck 1637 für eine frühere Auflage geschaffenen Stichts.

Der Kupfertitel des berühmten Werks „Imago primi saeculi Societatis Jesu“ (Antwerpen 1640, Nr. 16) ist ganz unzulänglich erklärt. Alle Illustrationen sind emblematisch, auf dem Titelblatt werden die Themen der einzelnen Bücher mit Emblemen und Lemmata aus der Welt der Himmelskörper umspielt. Die thronende Gestalt ist eine

Personifikation der Gesellschaft Jesu, die Putten huldigen ihr als „Doctori, Martyri, Virgini“. Der Stecher des Blatts ist der berühmte Cornelis Galle. Missverstanden ist, dass Ignatius als Erster in Belgien „wirkte“, er war vielmehr in seiner Pariser Studienzeit als Bittsteller um Gaben für seinen Lebensunterhalt in den belgischen Städten. In Nr. 30 ist nicht Kybele, sondern eine Personifikation der Stadt Nürnberg gemeint. In Nr. 33 ist auf dem Titelblatt nicht Maria als Vermittlerin der göttlichen Weisheit zu sehen, sondern diese selbst. Das schöne Blatt wurde von dem Münchner Maler Joseph Weiß entworfen und von Franz Sebastian Schauer gestochen. Die bibliographische Ansetzung des Buches sollte nicht unter „Della Penna di Billi“ erfolgen, denn nach kapuzinischem Namensbrauch ist dies der Geburtsort, nämlich Pennabilli bei Urbino, der dem Ordensnamen zugefügt wird.

Dem Katholiken stockt der Atem, wenn er bei Nr. 15 zweimal lesen muss, dass Maria und die Kirche vom Welt- und Ordensklerus „angebetet“ werden. Der kleine Kupferstich ist grotesk missverstanden. Er zeigt den Passauer Weihbischof Franz Alois von Lamberg (sein Wappen hält oben ein Putto) wie er mit seiner Assistenz zum Altar schreitet. Im Himmel erscheint die Personifikation der Kirche (neben ihr eine Kirche! Es ist nicht Maria) und spricht (übersetzt): Ich vermähle dich mir in Ewigkeit (Osee 2,19 = Hosea 2,21). Ein Zitat aus Psalm 18,6 (Vulgata) unterstreicht die Bedeutung des feierlichen Auftritts. Zwei Franziskaner knien auf einem Betstuhl um der Messe beizuwohnen.

Alle diese Bemerkungen zeigen, dass es einiger Bemühung bedarf um die barocke Allegorik von Titelpkupfern zu

verstehen. Umso mehr muss man die Erfindungskraft der Entwerfer rühmen, die die theologischen, ihnen vorgegebenen Gedanken ins Bild brachten. Leider hat man eine Reihe von auch auf den Abbildungen lesbaren Künstlern (vgl. Nr. 13, 15, 21, 32, 33, 42) nicht der Erwähnung für wert gehalten. Es ist schade, dass bei der so wichtigen Thematik des Kataloges Chancen vertan wurden, Vergessenes wieder ans Licht zu bringen.

Sigmund Benker

Norbert Trippen: Josef Kardinal Frings (1887–1978). Bd. I: Sein Wirken für das Erzbistum Köln und für die Kirche in Deutschland. – Schöningh : Paderborn 2003. 676 S. (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte: Reihe B, Forschungen, 94)

Endlich eine Biographie über den Kölner Kardinal, deren erster von zwei Bänden weit über 600 Seiten Umfang erreicht! Doch ist es wirklich eine Biographie? Es geht um das „Wirken“ von Josef Frings, der seit 1942 Erzbischof war. Dieses Wirken wird dargestellt in thematischen Schwerpunkten: zunächst die letzten Kriegsjahre in einem Kapitel, die Zeit bis 1950 in drei Kapiteln, die fünfziger Jahre in sechs Kapiteln und sein Wirken als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz in einem Kapitel. Diese elf Kapitel nehmen einen Raum von etwa 550 Seiten ein, während die Biographie bis zur Bischofsweihe in drei Kapiteln sowie das letzte Kapitel über das Privatleben des Kardinals zusammen weniger als 100 Seiten umfassen. Schon daraus ist zu entnehmen, dass die menschliche Seite von Josef Frings in diesem Buch längst nicht so eingehend beschrieben wird wie die amtliche. So liest sich auch das zweite

Kapitel über Frings als „Regens des erzbischöflichen Priesterseminars in Bensberg“ mehr als eine Institutionengeschichte denn als ein biographisches Kapitel. Dort ist nichts zu lesen darüber, dass später auf „die Unbeliebtheit des Regens Frings in den Kreisen des jüngeren Klerus“ (S. 66) hingewiesen werden konnte.

Es soll hier nicht gesagt werden, der Leser könne aus dem Wirken nicht auf die dahinter stehende Persönlichkeit schließen; auch wird in der Einführung ein nuanciertes Persönlichkeitsbild vermittelt. Allerdings: Öftere Hinweise auf seine „Gewissensängstlichkeit“ (S. 104) und ähnliche Eigenschaften reichen nicht aus, sich als Leser ein abgerundetes Bild von der Persönlichkeitsstruktur dieses Menschen machen zu können. Überhaupt werden kaum Emotionen mitgeteilt; Ausnahme: S. 71, als er als gewählter Erzbischof die Petersglocke des Kölner Doms hörte. Es handelt sich also bei dem Buch, wie der Untertitel sagt, um die Beschreibung des Wirkens einer Persönlichkeit. Als Ergänzung sei an dieser Stelle ein Ausschnitt aus einem persönlichen Brief von Josef Frings an seinen Vater vom 24. Mai 1937 wiedergegeben, der sich im Besitz seines Neffen befindet und der mehr als viele Akten einen Blick auf die Person Josef Frings' zulässt:

„Lieber Papa, nun muß ich Dir eine große Überraschung machen. Gestern erhielt ich ein Schreiben des Herrn Kardinals, er wünsche mich zu sprechen; und als ich heute morgen da war, teilte er mir mit, er habe mich versetzt und zum Regens des Priesterseminars gemacht. Ich trug meine Gegengründe vor, aber das half nichts. Er meinte nun erst recht, die richtige Wahl getroffen zu haben, und blieb bei seiner Entscheidung, auch, als ich ihm sagte,